

schlafen schon und hörten in unseren düsteren Träumen die Musik und den Gesang. Morgens, als wir zur Arbeit gingen, stellten sie Jossl in den Spind aus Eisenblech, fest in Decken gewickelt, die süße marmorne Puppe, und stapften in die morgendliche Nacht hinaus. Abends, als wir wiederkamen, nahmen sie Jossl heraus aus dem Spind, behorchten ihn, küßten seine Augen. Jossl Kossak mit dem marmornen Gesicht. Er hatte die Augen zu einem schmalen Spalt geöffnet, aber sie bewegten sich nicht mehr. Die Hände hielt er vor der Brust gefaltet, dünne zartgliedrige Hände, weiß und glänzend wie aus feinstem Porzellan. Er sei nicht tot, behaupteten sie hartnäckig, er höre noch ihre Stimmen. Sie waren ganz sicher, er höre sie.

Das Gerücht ging von den Amerikanern, sie eröffneten eine zweite Front. Aber wann kam endlich die zweite Front? Die Juden beteten in der Waschbaracke und beschworen den Ewigen, die Christen stimmten in das Gebet mit ein. Der Sommer würde kommen, die langen warmen Tage, viel Sonne und die zweite Front. Mendel Teichmann starb kurze Zeit nach Jossl. Er starb einen sinnlosen, unwürdigen Tod, laßt mich darüber schweigen. Vergessen sind seine Verse, seine Asche liegt über polnischen Wäldern und Äckern verstreut. Mendel Teichmann, der mich lehren wollte, wie man eine Geschichte erzählt.

Wovon der Mensch lebt

Der Mensch schleppt Steine, schleppt Holz, knackt Läuse, streitet sich um eine Kartoffel, sucht einen rostigen Nagel auf dem Weg, um nachts seine Jacke an die Barackenwand hängen zu können, näht Fäustlinge aus einem Stück Zelt, das er gestohlen hat, drückt an den Wunden, ächzt, stöhnt, betet und weint auch im Dunkeln, lernt sich schneuzen mit einem Finger, den Rücken zum Wind, wickelt seine kranken Füße in Fetzen, er brät eine Kartoffel nach der Arbeit und verschlingt seine Ration Brot. Wovon lebt der Mensch?

Während er Holz schleppt und Läuse knackt, zieht sich seine gedemütigte Seele in tiefe unbekannte Räume zurück. Er beobachtet die Mitgefangenen wie einer, der unter ein Rudel Wölfe gefallen ist und darauf wartet, daß sie ihn entdecken und zerreißen. Aber er lauscht nach innen, staunt über dem erhabenen Gesicht eines Toten, über einem Eiskristall, atmet eine Nase voll Duft aus den reinen Wäldern und sucht, sucht die verschollenen Spuren von Schönheit in seinem Leben, sucht plötzlich einen Kumpel, der zuhören kann, und wenn er ihn gefunden hat, berauscht er sich an Vergangenen, breitet vor dem andern ein Gemälde aus. Weil er es hinaussschreien muß: Ich bin ein Mensch! Ich wurde geachtet! möchte er rufen. Ich wurde geliebt, hatte ein Heim, eine Frau und

Kinder, hatte Freunde. Ich habe Gutes getan und keinen Dank dafür gefordert. Herrliche Dinge hab ich gesehen, ich kenne den Geruch der alten Städte. Ich hätte alles tun und alles erreichen können, wenn ich es nicht getan, nicht erreicht habe, dann nur, weil ich nicht wußte, weil ich nicht ahnte ... Er möchte das alles rufen, glänzen, prahlen, sich ereifern, atemlos. Er kann es nicht, ihm fehlen die Worte, fehlt die Kunst. Aber davon lebt der Mensch, daß der Traum von seinem verlorenen schönen Leben, von der Freiheit, und von der Reinheit des Herzens nicht ausgeträumt ist!

Erst fängt er stockend zu erzählen an, vorsichtig den andern taxierend, de Groot zum Beispiel: Du kannst mir sagen, daß ich wie ein Idiot gelebt habe und ein Snob war, ein verdammter Snob. Gut, ich werde sagen, du hast recht! Aber ich habe gelebt. Mit vollen Zügen ... Er bläst sich durch die gefalteten Hände, die weiß sind und halb erstarrt, dann schlägt er die Arme gegen die Schenkel, rennt hin und her, um nicht einzufrieren, der kleine Schneider aus Amsterdam. Wie macht er das, frag ich mich im stillen, wo nimmt er die Kraft her, dieser kleine, verhungerte, ausgemergelte Mensch; große starke Männer sehe ich jeden Tag fallen!

Die Arbeit geht heute langsam voran, es ist bitter kalt. Das Förderband läuft leer, Maschinenschaden in der Hakkeri. Posten sind nicht zu sehen, haben sich irgendwo untergestellt. Den Roten Hahn hört man in der Halle krähen. Er zetert, als mache es ihm Spaß, wenn nichts weitergeht und er schreien und um sich schlagen kann. Zwei oder drei Kameraden, mit Langhölzern beladen, kommen vorbei, lauschen de Groot und verdrehen die Augen, auch sie haben das alles schon siebenmal gehört: Die schönen

Nachmittage in Amsterdam! Um fünf Uhr am Rembrandtsplein bei Kroon und im Heck oder in der Konditorei Huisman in der Kalverstraat. Rikje und er. Sie war ebenso klein und zäh. Sie konnten essen und trinken, was sie nur wollten. Die guten Schokoladebaisers mit Sahne oder ein getrüffeltes Kalbssteak im Grillroom des Hotels Trianon. Sie wurden nicht fett. Und rauchten wie alte Schiffshaubitzen, Zigarren, Zigarillos, Pfeife, jawohl, auch die Frau. Zum vierzigsten Geburtstag hat er ihr eine Meerschampfeife gekauft, an einem Wochenende in London, bei Heesters, Pleesters oder wie der Laden hieß. Dann waren sie durch die Straße der Trödler gezogen und hatten nach einer Achatschale Ausschau gehalten oder einem alten englischen Stich. Sorgen, was diese Leute hatten!

Abends gingen wir eine Stunde spazieren, erzählt de Groot unverdrossen weiter, gingen die ganze Kalverstraat entlang bis zum Dam, und den Dam Rak bis zur Centraal Station und zurück zum Rembrandtsplein. Nie wurden wir satt, die jungen Menschen anzusehen, die schönen Mädchen, die frechen Burschen, wenn du weißt, was ich meine. Tranken dann einen Cognac bei Heck und suchten schließlich eine der kleinen, nur Kennern bekannten Restaurationen auf, hinter der Portugiesischen Synagoge, wo man in Pantoffeln, mit Hut auf dem Kopf, bei summenden Samowaren und Kerzenlicht aß, russisch-jüdische, polnische oder maurische Spezialitäten. Die Neugier, diese närrische Neugier, mit der wir überall unsere Nasen hineinsteckten. Und das Getümmel von Menschen in den schmalen Gassen und an den Grachten, in den kleinen Kneipen und Künstlercafés. Wie sie sich zusammendrängten und redeten, redeten. Was soll ich dir sagen, das Leben war schön!

Mit Schauspielern hatten sie verkehrt, wie er sagte, mit Hellschern, emigrierten Erbprinzen, Nachtlokalbesitzern und legendären Attentätern, die unterwegs waren nach Paris. Sie amüsierten sich königlich über ihr Geschwätz, staunten über die Gehirnakrobatik kleiner Abenteurer, die immer drauf aus waren, irgendwelchen Finanziers Geld für irgendwelche Erfindungen oder Informationen herauszulocken. Rikje und er hatten keine Kinder, wußten nicht, was Sorgen waren. – Also gut, meinte de Groot, du wirst mir vorwerfen, wir seien blind gewesen. Bitte schön, werde ich sagen, du hast recht. Nein, wir hatten wirklich keine Ahnung, was in der Welt vor sich ging, hörten nicht auf die Warnungen unserer Freunde – packt eure Siebensachen, rieten sie uns, fährt nach Amerika! Wir glaubten nicht den Greuelnachrichten aus Deutschland, hatten Achtung und Respekt vor den Deutschen. Wie immer hielten wir alles für Übertreibungen und hochstaplerisches Geschwätz. Wir waren glücklich. Vielleicht wollten wir nichts sehen und nichts hören!

Du warst ein Egoist, sagte Tschukran, er hatte sich zu uns gesellt. Er wollte de Groot nicht beleidigen, er sagte es lachend. Tschukran lachte immer, verzog sein Schalks- gesicht zu einer Grimasse, so daß niemand böse war, was immer er sagte. Aber de Groot war jetzt böse oder stellte sich so: Was heißt das, rief er, ich ein Egoist? Der ich mein Leben lang Almosen verteilt und ein halbes Dutzend Maler und Dichter ernährt habe. Jeder, der Geld brauchte, kam zu de Groot. Was hätte ich denn noch tun sollen?

Du weißt, was ich meine, sagte Tschukran, noch immer lachend, wir alle haben nichts getan, was notwendig

gewesen wäre! Wir staunten, von der Seite kannten wir ihn nicht. Es gab Leute, die etwas getan haben, sagte Tschukran, und es gibt sie noch heute!

Aber was haben sie erreicht? fragte de Groot. Nichts! – Heute sehen wir es nicht, sagte Tschukran, vielleicht morgen. Was sie getan haben oder vielleicht jetzt tun – unsere Kinder werden sehen.

Der Schneider machte eine verächtliche Geste und wollte weiterzählen. Aber der Rote Hahn kam gelautfen und schrie schon von weitem, wir sollten nicht herumstehen und lieber arbeiten, Meterholz auf das Förderband werfen, aber dalli, er würde uns schon Beine machen! Der Rote Hahn, ein sogenannter Volksdeutscher namens Krämer, vielleicht siebzig Jahre alt, mit einem vor Gehässigkeit stets putterroten Kopf und spindeldürren Gliedern, die ständig in hektischer Bewegung waren, fuchteln oder prügeln, mit seinem heiseren Geschrei, das an das Krähen eines alten Hahnes erinnerte – wir lachten über ihn und fürchteten ihn, taten sehr geschäftig, wenn er kam. De Groot aus Amsterdam reichte mir das Meterholz, von dem großen Haufen, den die Nachtschicht abgeladen hatte. Ich reichte es weiter an Tschukran aus Tours, Tschukran langte es Modche Rabinowitz aus Krakau, der gab es Feinberg aus Paris, und Feinberg warf es auf das Förderband, das schon ganze Wälder befördert hatte zur Hackerei der Zellwollefabrik Phrixa im Riesengebirge, wo es zu winzigen Spänen verarbeitet wurde.

In Tours kann ein Jude kein Geld machen, sagte Tschukran, im Augenblick, als der Rote Hahn uns den Rücken gewendet hatte, um andere Häftlinge mit seiner Anwesenheit zu beehren. Tschukran wollte de Groot

zuvorkommen und selber erzählen. Ein türkischer Jude, sagte Tschukran, spöttisch lachend, ein Terk, den es nach Tours verschlagen hat, muß sein Ränzel packen, Handtücher, Bettlaken, bunte Seidenschals, Schürzen und Baumwollhemden, und in die Dörfer auf die Wochenmärkte fahren. In Tours wohnen feine christliche Menschen. Man grüßt sich, fragt nach den Kindern, achtet einander, sonst nichts. Nicht, daß ich dort Antisemiten gesehen hätte, Gott behüte, aber man muß Abstand bewahren, das ist das Gebot. Jedenfalls wollte das Mirjam so.

Mirjam, seine Frau, war das Kind eines jüdischen Bäckers in Paris, eingewandert aus Polen. Das liebe Kind war gut erzogen, spielte Klavier und redete fremde Sprachen. Außer Jiddisch, Polnisch und Französisch, was sozusagen alles Muttersprachen waren, konnte sie Englisch und Italienisch. Tschukran erzählte: Sie wollte mich anfangs nicht haben. Wie kommt auch ein grober Terk, ein Marktjude, ein fahrender Händler zu einer Dame wie Mirjam? Nu, hab ich abgewartet geduldig. Der Vater ist nebbich bald gestorben. Die Mutter hat das Geschäft weitergeführt mit drei Gesellen, Jiden ohne Verstand. Mirjam hat auf einen Doktor spekuliert, einen studierten Herrn. Bäcker, Händler, jüdische Schneider und Kürschner aus dem Gäßl waren ihr zu minder. Gott soll abhüten, werd ich mich aufdrängen? Bin nur immer gekommen wie ein Freund, ein Chawer, und hab gefragt, wie es so geht, hab der Mutter geholfen, das Geschäft zu erhalten, Ware besorgen, die Buchhaltung führen, Wechsel ein-treiben, hab mich um Holz gekümmert, weil man um-bauen mußte, Teigmaschinen hab ich eingekauft, mo-derne Öfen – die Frau hat gesehen, ein Türke, ein grober ungebildeter Marktjude kann sein ein guter Versorger!

Nu, und Mirjam hat sich zugewöhnt. Drei Jahre hab ich auf das Jawort gewartet. Dann wollte sie weg von Paris. Hat sich geschämt für mich, weil ich war nicht schön genug und fein leider auch nicht. Bin jeden Tag nur mit dem Camion gefahren von Dorf zu Dorf. Aber dann hat sie mir einen Sohn geboren und eine Tochter, und wieder einen Sohn, und Mirjam hat vergessen ihre Chalomes, ihre Mädchenträume. Aber eine Dame ist sie geblieben, eine Bourgeoise! In Tours hab ich nicht dürfen gehn un-rasiert, nur mit Hemd und Krawatte. Und dort mit kei-nem reden von Geschäften ...

In der Halle war wieder Maschinenschaden. Wenn wir das Förderband nicht beluden, durften wir nicht stillstehen, mußten das Meterholz zu geordneten Stößen aufschichten. Der Rote Hahn war auf seinen dünnen Beinen zur Hackerei gelaufen. Und Tschukran versank für ein paar Augenblicke in Grübelei. De Groot aber benützte die Pause, um seinen Faden weiterzuspinnen. Das Meterholz wanderte indessen von Hand zu Hand. Jeder hielt es eine Weile fest, um mit Kräften zu sparen und nicht mit leeren Händen dazustehen, wenn ein Posten übertra-schend auftauchte. – Hab nie länger als fünf Stunden am Tag gearbeitet, sagte der Schneider. Vier Anzüge im Mo-nat, jede Woche einen, niemals mehr! Man konnte nicht reich werden dabei, na schön, ich werde sagen, du hast recht. Aber man machte sich rar, das Erzeugnis stieg im Wert, meine Anzüge waren sozusagen eine Marke, wenn ihr versteht, was ich meine. Nun also, bitte schön, wozu sollte ich mehr arbeiten und vielleicht Geld anlegen auf der Bank. Für wen? Meschugge werd ich sein. Hatte die beste Kundschaft in ganz Nederland, sogar solche, die mit Wappen auf dem Wagen bei mir vorfuhr!

Man mußte Protektion haben, um bei de Groot einen Anzug geschneidert zu bekommen. Sogar der Herzog von Windsor hatte einmal einen Frack bestellt, so weit war sein Ruhm gedungen. Ein Anzug von de Groot in Amsterdam! Jedes Erzeugnis ein Meisterstück, dem Profil angepaßt, der besonderen Note, der Gestalt, der Klasse, dem Stand. Zurückhaltung, Anstand, Eleganz! Ich hätte fünfzehn Gesellen beschäftigen können, sagte de Groot, aber dann wäre meine Marke futsch gewesen. Ich wäre reich geworden, ein Konfektionär. Pah, ich ein Konfektionär ... Tschukran lachte schallend, dann ging sein Lachen in einen Wehlaut über. Der Rote Hahn hatte sich herangeschlichen und dem Türken einen Fußtritt versetzt. Er hatte Übung darin, mit der Schuhspitze den Hoden des Opfers zu treffen. Wenn der Unglückliche vor Schmerz zu Boden fiel und sich krümmte, begann der Rote Hahn ihn in den Bauch und die Nieren zu treten. Da half nur ein Trick, einer mußte den Alten ablenken, indem er einen Holzstoß umwarf. Nun wendete sich der Rote Hahn wutschnaubend dem neuen Opfer zu. Und dann mußten immer neue Tricks angewendet werden, um den Satan weiterzulocken, immer weiter, dem Förderband entlang zur Hackerei. In den Hallen war es warm, wer dort arbeitete, dachten wir, war satt und kräftig und konnte leichter mit dem Wahnsinnigen fertig werden! Für uns draußen, in der Kälte, auf dem Holzplatz, bedeutete das ein paar Minuten Atempause, Zeit, zu fluchen und zu verschnaufen und gierig den reinen Holzgeruch einzuatmen, als hätte der Rote Hahn giftige Dämpfe versprüht. Man konnte hinter einen Stapel Holz pissen gehn oder sich für eine Minute auf einen Baumstamm hocken, die Augen schließen und sinn-

während einer der Kameraden wachte. Tschukran war von dem Stoß bleich geworden. Er hatte von mehreren Fußritten bereits geschwollene Hoden. Dicke Tränen der Wut und Ohnmacht rollten über sein gedunsenes Clownsgesicht. Als er den Krampf überwunden hatte, erhob er sich, schüttelte den Kopf und sandte dem Peiniger eine Flut wilder Verwünschungen nach. Dann schwiog er eine Weile und sammelte sich. Aufrecht stand er da, unser stärkster Mann, ein Hüne noch, während wir alle schon Muselmänner waren. Dann sagte er ruhig: Far wos schlogt er Jiden? Wos macht asa alte Mann? Far wos sitzt er nit in der Hejm un trinkt Kawe. Wos hoben sej ihm nebbich getin? Er kennt sej gornit. Afscher kennt er einem, weleche er hot gehot a Krom in sein Dorf. Un afscher noch einem, weleche er is gewen a Doktor. Sej hoben allemol gekennt die reichen Jiden nur. Un as men sogt ihm: Es sennen keine Menschen, schlog sej! Ot, schlogt er sej. Weil er hot nit kejn Sächel. Afscher hot er gehot Rachmones as er hot dos erschte Mol geschlogen. Ober er hot gehat Mojre, nit zi horchen dem Befehl, un Mojre is stärker von Rachmones. As men hot Mojre un den Jiden is men Mekane, haßt men sie Jiden. Un as er hot gegeben ein Patsch, git er ojchet a zwejte Patsch, weil er weiß, as es is schlecht, un er will, as der Kol in ihm soll schweigen, weleche sogt: es is schlecht! Un asoj schlogt er un schlogt. Gott soll ihm helfen, as er soll bald sterben. Wos wejniger Leben, wejniger Schuld.

Die Silhouetten von zwei Posten waren vor dem Abendhimmel erschienen. Wir schichteten Meterholz. Tschukran, unser bester Arbeiter, warf das Holz, daß es eine Freude war, er sparte nicht mit seinen Kräften. Befriedigt

stelzten die Stiefelträger davon. Ich schaute auf Tschukran. Ich hatte ihn nicht gekannt. Man konnte Jahre mit einem Gefangenen beisammen sein und ihn doch nicht kennen. Der grobe Terk, der Marktgäule, der Spaßmacher und Muskelprotz, der Spötter und Besserwisser, der Gewaltmensch und Barbar (wenn es darauf ankam, um seine Existenz zu ringen), er zeigte wieder ein neues Gesicht. Die Sonne verblühte hinter einer Wolkenwand. Wir warteten sehnsüchtig auf das Ende des Arbeitstages. Die heiße Suppe lockte, die Pritsche und der Schlaf dünkten uns alle Glückseligkeit der Welt. Aber nach Arbeitsschluss stand uns noch der stundenlange Marsch ins Lager bevor, sich schleppen in durchnästen Holzschuhen und singen dazu, die ewig gleichen polnischen Lieder. Diese Lieder, der Rauch aus Hütten, der sich über weiße Felder legt, die Traurigkeit der Landschaft, wie schön war das! Die hängenden Köpfe der Kameraden, die beim Gehen beinahe schliefen, sich in dumpfe Visionen stürzten. Hunger und Erschöpfung hatten sie stumpf gemacht. Doch diese Stumpfheit war der Humusboden feieberhafter innerer Bilder. Einen Mann anreden beim Marsch hieß ihn wecken, herausreißen aus Verzauberung. Einen klaren Satz sagen, unsere Lage analysieren oder gar dem tauben Hirn ein Gedicht entringen, einen Liedtext mutwillig ändern, ihm unmerklich einen neuen, aufwieglereichen Sinn unterstellen, wer vermochte das? Immer nur eine Handvoll Männer aus einem Heer.

In der Mitte der Kolonne schleppten wir jeden Abend die Schwachen und Kranken zurück ins Lager. Diesmal schleppten wir neben anderen Modche Rabinowicz. In der Frühdämmerung beim Ausmarsch hatte Modche gesungen:

Ot asoj, ot asoj,
Is gekumen Reisl's Chussn,
Ot asoj, ot asoj ...

Kinderlach, hot Modche Rabinowicz geriefen, ofjgereg, schier nit vin Sinnen, as mir welln mir sein in der Hejm, werd Maminju bentschen Leicht, un der Tate werd brechen die Chaleh ... Men werd gedanken dem Tog, as dos Gehennim hot genommen a Soff, werd men gedanken ofj ewig ... Er sang, tänzelte, ergoß sich in einem jähen Ausbruch von Übermut und Freude. Dann, bei der Ankunft am Arbeitsplatz, sackte er zusammen und bekam plötzlich keine Luft, schlug mit Händen und Füßen um sich. Wir versteckten ihn im Geräteschuppen. In der kurzen Mittagspause schauten wir hinein, da erschrakten wir – er hatte sich zwischen den Kalksäcken gewälzt, war weiß gepudert und gespenstisch anzusehen wie eine japanische Legendenfigur, eine Skulptur. Als er uns sah, begann er mit ersticker Stimme zu schreien: Ich sterbe, ich sterbe, Wasser, ich sterbe ... Einer brachte ihm Wasser, ich erinnere mich, es war Jacques. Und als Rabinowicz wieder anfang zu schreien und zu stoßen, hielt Jacques ihn fest und sagte: Was schreist du so, machst solchen Lärm? Du stirbst nicht. Wir werden nicht sterben, wir werden leben. Sie werden sterben ...

Rabinowicz war nicht mehr bei Sinnen, begriff nicht, was der Franzose meinte. Aber wir, die wir Zeugen waren, hatten verstanden. Abends, als wir uns sammelten, war Rabinowicz tot.

Aber jetzt muß ich von Jacques erzählen: ein Pariser Arbeiter und Widerstandskämpfer. Ein verwegener Typ, liebenswürdig, frech, heiter und erfüllt von Zorn. In sei-

ner Lebensgeschichte lag eine zwingende Logik: Mit fünfzehn, pflegte er zu erzählen, hatte ich nur Mädchen im Kopf und hundert Tricks, wie man zu Geld kommen konnte. Mit siebzehn aber geriet Jacques in eine Arbeitdemonstration auf dem Boulevard und wurde mit den andern niedergeknüppelt. Die Flics hatten ihm beinahe den Schädel eingeschlagen: von da an fehlte er bei keiner Aktion. Als der Spanische Bürgerkrieg begann, war Jacques einer der ersten Freiwilligen auf dem Weg nach Madrid. Er wurde mehrmals verwundet, nach der Niederlage wurde er in Frankreich interniert. Als die Deutschen Südfrankreich besetzten, ging Jacques in den Maquis. Ein Spitzel ließ seine Partisanengruppe hochgehen, fünf Kameras wurden erschossen. Er entging durch Zufall dem gleichen Schicksal.

Wo immer Jacques auftrat, lehrte er uns den Kampf. Eines Sonntags holten sie Häftlinge zum Abladen eines Waggons. Zwei von den kräftigen Männern stiegen hinauf, um die schweren Betonteile herunterzureichen. Die andern mußten sie zum Bauplatz tragen. Haase, der Capo, trieb uns zu immer größerer Eile an: Der Posten war neu, zum erstenmal in einem Lager! Wir merkten seine Unruhe an dem unsteten Blick. Ein Neuer war immer gefährlich. Was würde er tun? Die Capos versuchten ihn zu prüfen, indem sie ihm schmeichelten und uns antrieben. Wir fürchteten den Neuen, und der Neue fürchtete uns, fürchtete die Fallstricke einer ungewohnten Situation. Mit versteckter Neugier schaute er uns bei der Arbeit zu. Einer der Häftlinge war zu schwach, um die schweren Betonteile zu schleppen, er bekam bloß einen Holzpflock oder ein abgebrochenes Stück Beton auf den Arm. Langsam und drohend kam der Posten

näher. Noch ein wenig unsicher nahm er den Unglücklichen aufs Korn. Er entriß ihm den Holzpflock und wies auf eine Betonröhre von mindestens einem Zentner Gewicht: Los, heb das auf, Saujud, sonst geht's dir schlecht! Der Häftling versuchte das Rohr zu heben, brachte es aber nicht von der Stelle. Aufheben! brüllte der Gestiefelte, und seine Stimme verriet Betretenheit und Wut. Der Häftling, ein jüdischer Lehrer aus Holland, war zu schwach, um aufzustehen. Er hockte am Boden und senkte verzweifelt den Kopf. Los, aufheben das Ding! schrie der SS-Mann immer wieder und warf scheele Blicke um sich. Er merkte bereits, wie sinnlos das war, aber zurück konnte er nicht mehr. Seine Hand fuhr zur Revolvertasche ... Da trat Jacques rasch zu dem am Boden Hockenden, drängte ihn scheinbar verächtlich zur Seite und rief: Blödian ... kein Mark in den Knochen. (Wir wußten alle, wen er wirklich meinte!) Schau her, Muselman, sagte er, so macht man das! Er schulterte das Rohr und trug es fort. Der Kranke schlich hinter ihm her, während der Gestiefelte ihnen sprachlos nachschaute. Dann grinste er tölpisch und stapfte erleichtert davon. – Jacques wußte in jeder Lage Rat. Schon beim Ausmarsch zur Arbeit hörten wir ihn singen, spanische und französische Kampflieder, deren Magie uns zornig machte und stark. Der Posten mochte die Wirkung spüren, aber nicht verstehen: He, ruft der Posten, was singst du da für Schweinereien, verfluchter Hund? – Schweinereien, gab der Sänger frech zur Antwort, spanische Schweinereien, verfluchte Hunde! Und fügte einen langen unverständlichen Schimpf hinzu. Sein Gesicht zeigte eine diabolische Fratze. Der Posten, um seine Niederlage zu verbergen, rannte ein paar Schritte vor und drosch mit dem Ge-

wehrkolben in die Reihe: Marschieren sollt ihr, nicht schlafen, Drecksäcke, ich werde euch zeigen!

Aber auch Jacques wurde krank und hatte Anfälle von Schwäche. Dann redete er wenig und schleppte sich mit äußerster Anstrengung dahin. Manchmal, wenn wir den Eindruck hatten – jetzt wird er fallen, irren wir uns, er fiel nicht. Wir hörten ihn dumpfe Laute ausstoßen, mit jedem Seufzer, jedem Atemzug: Taras, je viens, tu verras, ne t'en fait pas ... Ich komme, du wirst sehen, hab nur keine Bange, ich komme zurück! Und du wirst es büßen, für Serge, Antonopolo, Maurice; Reval ... Er zählte Namen auf, auch nachts im Schlaf hörten wir ihn die Namen aufzählen, fehlerlos: den Namen des Verräters und die seiner Opfer. Als wär's ein Gebet.

Jacques sparte mit seinen Kräften, arbeitete niemals, ohne seine geschärften Augen zu gebrauchen und genau abzuwägen, wieviel gearbeitet werden mußte, bei diesem Capo und jenem Posten, um weder durch Beflissenheit noch durch Nachlässigkeit aufzufallen! Er nähte Mützen und Fausthandschuhe aus gefundenem oder gestohlenem Material, wie ich, wie Tschukran und wenige andere, abends, während die meisten Männer schon schliefen. Es kostete Mühe, sich nicht einfach sinken zu lassen und zu schlafen, sondern die Augen aufzureißen und ein Produkt zu erzeugen, das von den Capos und den Prominenten des Lagers gekauft wurde, für Suppe oder Brot. Jacques hielt sich sauber, aß kein Gras, keine Abfälle, achtete auf kleine Wunden. Es war nicht gewöhnlicher Rachedurst, was ihn um jeden Atemzug ringen ließ. Ich hasse ihn nicht, antwortete Jacques einmal, als ich ihn fragte. Warum sollte ich ihn hassen, eine Wanze, die man zerdrückt ... Aber fünf Menschen auf dem Gewissen, ver-

stehst du ... Ich hätte ihn davor bewahren können, wäre ich mißtrauischer gewesen. Ich wußte, er ist schwach! Und jetzt wartet er auf mich. Er fürchtet mich und kann es nicht mehr ertragen, auf mich zu warten. Er weiß, daß ich kommen werde. Er schreit nach mir ...

Seine entzündeten Augen funkelten, als er das sagte. Eine ungeheure Müdigkeit und ein großer Wille rangen in ihm. Tschukran lebte, weil er leben wollte. Jacques, weil er töten mußte. Mendel Teichmann lebte mit seinen Augen, den Augen des Zaddik, des Weisen, der alles sah. Am Leben blieben die Erfüllten, die das Leben austrinken wollten bis zum letzten Tropfen – und sei es ein Becher Gift. Der Traum war nicht ausgeträumt!